

*Von Cecilia Ekbäck ist bereits folgender Titel erschienen:*  
Schwarzer Winter

*Über die Autorin:*

Cecilia Ekbäck wurde in Schweden geboren, ihre Eltern stammen selbst aus Lappland. Schon als Jugendliche arbeitete sie als Journalistin und gewann bereits in jungen Jahren ihren ersten literarischen Preis.

Nach ihrem Universitätsabschluss arbeitete sie für Unternehmen in Russland, Portugal, Frankreich und Deutschland und spricht seitdem fließend Deutsch. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Kanada. »Im Schatten der Mitternachtssonne« ist nach »Schwarzer Winter« ihr zweiter Roman.

CECILIA EKBÄCK

im Schatten der  
MITTERNACHTS-  
SONNE

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Sabine Thiele

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »In the Month of the Midnight Sun« bei Hodder & Stoughton, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Deutsche Erstausgabe Juni 2017  
Droemer Taschenbuch  
© 2016 Cecilia Ekbäck  
© 2017 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Antonia Zauner  
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München  
Coverabbildung: plainpicture/Minden Pictures/Stephen Dalton  
Innenteilabbildung: ann diidik/Shutterstock.com  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30401-3

2 4 5 3 1

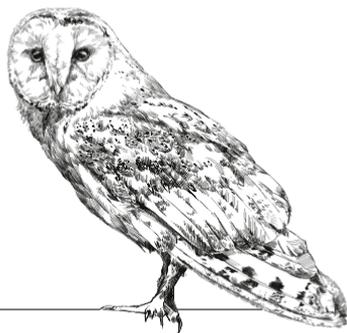
*Anmerkung der Übersetzerin:*

Da »Im Schatten der Mitternachtssonne« im 19. Jahrhundert spielt und es zu dieser Zeit in Schweden noch üblich war, die samische Urbevölkerung »Lappen« zu nennen, hat sich der Verlag entschieden, diese Bezeichnung auch hier zu verwenden. Es soll aber nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass dieser Begriff heutzutage negativ belegt ist und durch die Eigenbezeichnung »Samen« ersetzt wurde.



# Teil I

---







Im Tod verschwindet etwas. Das Leben natürlich, keine Frage. Aber auch etwas Leibliches. Warum sonst sollte ein Körper so in sich zusammenfallen? Die Brust höhlt sich aus, die Arme verschrumpeln, die Beine werden kürzer ... die Haut hängt in Falten herab, der Gaumen verfärbt sich schwarz. Ganz offensichtlich bleibt nichts weiter zurück als die trockene Schale einer Nuss.

Bei der Wiederauferstehung wird Jesus zurückkehren, um die Gläubigen zu erwecken. Was wird Er tun, wenn Er sie unvollständig vorfindet?

Das ist mein erster Gedanke beim Anblick von Nilas Körper.

Dann frage ich mich, wann er so gealtert ist.

Wir begraben ihn nach altem Ritual. Keiner von uns schlägt vor, den Mann, der uns geführt hat, in zwei Meter Tiefe einzusperren. Nicht einmal Suonjar sagt, wir sollten ihn ins Dorf bringen und dort in geweihter Erde bestatten. Unsere Finger arbeiten in einem vergessenen Rhythmus, hüllen seinen Körper in Rinde – das trockene Holz ist an unseren Händen so weich wie Wasser und so rau wie Stein. Wir legen ihn in seinen Schlitten und lassen ihn in einen ausgehöhlten Baumstamm hinab.

Dann stehen wir schweigend da. Plötzlich zieht sich meine Brust zusammen, und ich kann kaum atmen. Ich stürze nach vorn. Hände packen mich an den Ellbogen, Körper pressen sich an mich. Ich muss mir auf die Innenseite der

Wange beißen, um nicht zu schreien und sie wegzustoßen. Denn die Angehörigen der *sita* sind alle eins. Deshalb wehere ich mich nicht, gebe kein Geräusch von mir. Ich denke mich an einen anderen Ort und rede mir ein, dass es nicht mein Körper ist, der berührt wird.

Ich sitze in meiner *kâta* und entzünde ein Feuer, obwohl es warm ist, und nach einer Weile stinke ich nach saurem Schweiß. Ich starre in die schwachen Flammen und warte darauf, dass die Trauer mich findet, doch ich bin so leer wie die hölzerne Essschüssel zu meinen Füßen. Die *sita* vor dem Zelt ist ruhig, wartet auf meinen hörbaren Schmerz. Wir sollten das Frühlinglager verlassen und weiterziehen – der Schnee ist getaut, die Rentierherde wurde von ein paar der Unseren in die höheren Lagen begleitet. Ja, der Frühsommer wird bald über uns hereinbrechen mit all seinen Mücken und Bremsen, und wir sind hier, gefangen im Übergangsland, zuerst wegen Nila, jetzt wegen mir. Und in meiner *kâta* – in mir – regt sich immer noch nichts.

Meine Mutter sagte einmal, die *sita* sei eine Burg. Ich dachte dabei an dicke Wände, Sicherheit. Doch sie wirkte nicht glücklich. Wände sind wahrscheinlich nicht immer gut.

Am frühen Morgen des vierten Tages packe ich mein Rentierfell und meinen Kessel ein, bevor die anderen aufwachen. Nach kurzem Zögern füge ich noch meine Porzellantasse hinzu. Ich nehme etwas getrocknetes Renfleisch mit, Kaffee, Käse. In meinem Beutel bewahre ich mein Messer auf, Stahl, Feuerstein, Birkenrinde, Löffel und Kamm. Die anderen werden verletzt sein, wenn sie mein Verschwinden bemerken, aber sie werden sich wieder beruhigen. »Wanderschaft«, werden sie sagen. »Biijá ist auf Wanderschaft gegangen.« Ich trete nach draußen, und einer

der Hunde bellt leise. Mit meinem Wanderstock deute ich auf den Boden, und das Tier legt sich flach auf den Bauch, die Nase auf die Erde, nur seine Augen verfolgen mich.

Meine Füße tragen mich den Krähenfußpfad entlang zurück. Sie folgen eine Zeit lang dem Fluss und überqueren ihn schließlich – unsicher auf den nassen Steinen, meinen Stock als Stütze – und gehen dann weiter bis ins Tal. Der Geruch von frischer Kiefer und stolzem Sommerwind erinnert mich an die Reise, die Nila und ich unternahmen, als wir frisch verheiratet waren: die Aufregung und Neugier, die wir füreinander empfanden; die Freiheit einer Zukunft, die noch unentdeckt vor uns lag. Die Nacht zieht auf, hellblau, sternenlos. Ich bin nicht müde und gehe weiter. Als der Kuckuck den Morgen verkündet, lege ich mich in den Schutz der Zweige einer Fichte. Ich erwache, als das Sonnenlicht wieder schwächer wird.

Und so geht es weiter: In der Nacht laufe ich, tagsüber schlafe ich. Ich esse nicht. Wie in Trance gehe ich, wohin mich meine Füße tragen.

Eines Abends beschließen sie plötzlich, dass der Müßiggang ein Ende haben soll. Sie hasten auf den Berg auf der anderen Seite des Tals zu, und ich versuche, sie abzulenken – sie vielleicht in Richtung der kleinen, gewölbten Hügel im Westen zu steuern oder, noch besser, an die Ostseeküste, doch das lassen sie nicht zu.

Am Fuß des Blackåsen halten sie an.

Ich sehe zu dem aschefarbenen Berg hinauf. Ich mag ihn nicht, doch mein Körper verharrt eisern an diesem Ort. Hier wird mich die Trauer finden. Hier. Vielleicht ist es angemessen.

Ich schlage mein Lager auf der Südseite auf, an einer Lichtung, die dicht mit Rentierflechten bewachsen ist, in der Nähe von Kriechwacholderbüschen und einem Bach. Von

einem Felsen aus habe ich den Berggipfel im Blick. Ich werde hier sitzen und warten, bis meine Seele zu mir aufholt. Dann werde ich die jüngsten Ereignisse auseinandernehmen wie einen Fisch, dessen Fleisch man von Gräten befreit. Werde sie offenlegen und sie betrachten, bis ich sie verstanden habe und sie in mich selbst zurücksortieren kann, eins nach dem anderen, in einer bestimmten Reihenfolge.

Ich baue eine Feuerstelle, lege einen Stein neben den anderen. Das Alter kann einen Menschen weich machen und verlangsamen. Oder es kann ihn verstören, verstümmeln, und was einem früher Freude bereitete, erschüttert einen plötzlich. Wir hatten einfach nur nicht erwartet, dass das ausgerechnet Nila passieren würde.

Plötzlich sehe ich ihn vor mir, mit weit aufgerissenen Augen und zitterndem Bart, wie er schreit: »Hört mir zu!«

Ich schiebe es weg. Morgen. Morgen werde ich darüber nachdenken.

In dieser Nacht liege ich wach und horche. Ich kenne den Blackåsen im Winter sehr gut, unser üblicher Lagerplatz ist nicht weit entfernt, doch so spät im Jahr war ich noch nie hier. Die höheren Berglagen klingen anders. Der Wald tickt und knarzt. Es weht kein starker Wind, keine Schneeeulen sind zu hören.

Ich verlagere mein Gewicht auf dem schroffen Untergrund; alles schmerzt. Das Alter wieder. In letzter Zeit hat sich die Vergangenheit zu meiner Gegenwart gesellt, Erste lebendiger als Letztere. Während ich meine Aufgaben erledige, denke ich genauso viel an die schon lange Verstorbenen wie an die Lebenden. Wir haben immer gesagt, die Toten und die Lebenden seien zwei Seiten einer Münze. Die Priester wären entsetzt. Doch das war vor langer Zeit.

»Lieber Gott«, murmele ich zwischen Wachsein und Schlaf.

Am zweiten Morgen kommt der Kaufmann. Nicht zu mir – als er mich auf dem Felsen bemerkt, zuckt er zusammen.

Er ist vornehm, der Kaufmann. Geht so steif, dass er im Wald stolpert oder an einem Baum entlangschrammt. Jacob Palm heißt er. Wir haben Namen für alle Siedler. »Pfarrer«, »Schutzmann«, »Jäger« ...

Nila hat die echten Namen der Siedler verwendet, sogar mir gegenüber. »Ulf Liljeblad«, hat er gesagt, oder »Jan-Erik Persson«, die Lippen zu einem Pfeifen gespitzt. Hinter seinem Rücken habe ich darüber gelacht. Sein Eifer, alles richtig zu machen, erinnerte mich an ein Kind.

Die Siedler haben sicher auch Bezeichnungen für mich. Auch wenn sie wahrscheinlich den Namen verwenden, den mir der Priester auferlegt und mit Tinte in seinem Buch vermerkt hat: Ester. Laut ausgesprochen, klingt es wie ein Mensch, der zur selben Zeit geht und kommt. Es. Ter.

Bijjá ist mein richtiger Name, den meine Mutter in der Herbstnacht flüsterte, als ich geboren wurde – der Geruch von Schnee lag in der Luft, die Rentiere raschelten vor der *káta*.

In Nilas Mund wurde das B zu einem P: »Pijjá«, sagte er immer. »Meine Pijjá.«

»Lebst du jetzt hier?«, fragt der Kaufmann.

Sein Blick ist bereits über mein Lager gewandert, über mein Feuer und wieder zurück. Er wischt sich die Stirn mit einem Tuch ab.

Meine Anwesenheit hier könnte die Dorfbewohner verärgern. Vielleicht sagen sie, dass ich um Erlaubnis hätte fragen sollen, auch wenn das hier das Land der Lappen ist und es eher sie sind, die uns um Erlaubnis bitten sollten. Doch der Kaufmann wirkt nicht aufgebracht, will schon wieder gehen. Mit zurückgelegtem Kopf sieht er angespannt zum Berg hinauf.

»Dann sehen wir uns sicher wieder«, sagt er, und ich antworte: »Willst du Kaffee?«, woraufhin er erwidert: »Vielleicht ein andermal.« Dann geht er.

Ich setze mich wieder auf den Stein und versenke meine Finger in den Aushöhlungen.

Der Kaufmann hatte weder ein Gewehr für die Jagd dabei noch ein Gefäß zum Sammeln. Vielleicht hat er Vorräte geholt. Das Wissen, wo man eine bestimmte Pflanze findet oder wo man eine Falle auslegen muss, kann den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten. Vielleicht lernt der Kaufmann ja.

Ich lege meine Hände in die Kniekehlen und hebe meine Beine – erst das eine, dann das andere.

Als meine Mutter starb, habe ich vor Trauer meine Eingeweide erbrochen, und mein Inneres war roh, neugeboren und brüllte im gleißenden Licht.

Die Zeit ist gekommen, um über alles nachzudenken, sage ich mir, doch mein Geist bleibt leer. Ich kann mich an nichts erinnern.

Nur an eines: Ich bin erleichtert, dass mein Mann tot ist.

*Fünf Wochen später  
Stockholm, Juni 1856*



Der Justizminister steht mit dem Rücken zu mir und blickt nach draußen. Das Licht, das durch das Fenster hereinfällt, lässt seine Schultern hohl erscheinen, doch das ist eine Illusion. Er ist so groß und breitschultrig wie ich.

»Der Mann hat mir gesagt, es sei das Schlimmste, was er je gesehen habe.« Er dreht sich zu mir um und sieht mir in die Augen, um sicherzustellen, dass ich den Ernst dessen, was er mir gerade erzählt hat, erfasst habe. Ich nicke. Ein Massaker in einer der lappischen Bergsiedlungen – ein Priester, ein Polizeibeamter und ein örtlicher Siedler, alle abgeschlachtet von den Lappen. Genau so hat er es formuliert: »abgeschlachtet«, nicht »getötet«.

Der Minister setzt sich und deutet auf den Stuhl auf der anderen Seite seines Schreibtisches. »Das ist sehr beunruhigend. Eine ähnliche Tragödie hat sich vor vier Jahren in Norwegen ereignet.«

»Ich erinnere mich. Eine örtliche religiöse Bewegung ist gewalttätig geworden. Lappen, die das Verbot des Verkaufs von Geistern verlangten?«

»Ich muss wissen, was geschehen ist. Und warum. Ist es ein Zufall, oder steht uns ein Aufstand der Lappen bevor? Ich darf natürlich nicht offiziell in örtliche Angelegenheiten eingreifen, noch darf ich, Gott behüte, in den Verdacht geraten, die Fähigkeiten meiner geschätzten Kollegen anzuzweifeln, die für die Lappen verantwortlich sind.«

Bei seinem letzten Satz runzelt er verärgert die Stirn. Er und der Verwaltungsminister sind seit ihrer Studienzeit erbitterte Feinde, angeblich wegen einer Frau.

Seufzend lehnt er sich zurück, legt die Fingerspitzen aneinander und sieht zur Decke. »Meine tatsächliche Sorge ist der Verkauf des Gällivare-Werkes durch den König im letzten Jahr. Die meisten wissen nicht, dass der Handel noch nicht abgeschlossen ist. Es gibt jetzt schon Streit zwischen den Schweden und den Norwegern in der Käufervereinigung; der Vertrag ist noch nicht unterzeichnet, und auch Zahlungen wurden noch nicht geleistet. Der König versucht seit einigen Jahren, das Gelände zu veräußern. Schlägt dieses Geschäft fehl, wäre das bereits das zweite Mal. Wie soll er dann nur einen weiteren potenziellen Käufer finden?«

Die Neuigkeiten überraschen mich nicht. Die königlichen Minen in Lappland mit den dazugehörigen Ländereien, Eisenhütten und Sägewerken, die alle unter dem Oberbegriff Gällivare-Werk zusammengefasst werden, sind hochgradig mühsam zu verwalten und nicht profitabel. Erst letzte Woche habe ich Zahlen gesehen, die beweisen, dass es im Moment billiger ist, Erz in Mittelschweden zu fördern, es in den Norden zu bringen und die Eisenhütten dort auszubauen, als das in Lappland geförderte Eisenerz über Land die kurzen Strecken zu den Schmelzhütten an der Küste zu bringen. Die Wege sind katastrophal, das Terrain hoffnungslos, ebenso wie das Wetter. Alle Zeichen deuten darauf hin, dass der Krieg auf der Krim, wenn auch beendet, die Wirtschaft zum Erliegen gebracht hat. Ich bin mir sogar sicher, dass diese Geschäftsleute auf die Wälder aus sind, nicht auf die Rohstoffe. Wenn sie das Gällivare-Werk wirklich wegen des Eisenerzes kauften, könnte ich mir gut vorstellen, dass sie nach einem genaueren Blick auf die Anlagen ihren Entschluss bereuen würden ...

Der Minister beobachtet mich. Wie immer ruht sein Blick auf meiner Narbe. Wie immer macht es mir bei ihm nichts aus. »Eine Schande, diese Narbe«, hat er bereits viele Male gesagt. »Auch wenn sie dir einen gewissen Reiz verleiht.«

»Das Massaker hat sich am Blackåsen ereignet. Der Täter ist nach Luleå gebracht worden, wo er auf seine Verhandlung wartet. Die Gerechtigkeit wird ihren Lauf nehmen. Doch ich hätte gehofft, dass du einen Grund für eine Reise in den Norden finden könntest. Angesichts der Rohstoffvorkommen in der Region würde es sicher nicht auffallen, wenn ein Abgesandter des Bergskollegiums Fragen stellt, oder was meinst du, Magnus? Schließlich ist es deine Aufgabe, dich um Schwedens Rohstoffvorkommen zu kümmern.«

»Ich werde gehen«, antworte ich.

Der Minister mustert mich. »Du sollst nicht bis zum Blackåsen reisen, dafür besteht kein Grund. In Luleå wird man dir Antworten geben können. Der Statthalter der Provinz ist gerade erst dorthin gezogen. Vielleicht gewährt man dir Zugang zu dem Täter. Frag ihn ...« Er schüttelt den Kopf. »Du weißt, was du ihn fragen sollst. Und dann will ich einen Bericht, um diese Sache abzuschließen, bevor sie zu einem berechtigten Grund werden könnte, vom Kauf zurückzutreten.«

Er erhebt sich, und ich folge seinem Beispiel.

»Schließ es ab«, wiederholt er, »und erzähl niemandem von dem wahren Grund deiner Reise.«

Ich frage mich, ob er damit auch seine Tochter, meine Frau, meint.

»Wirklich niemandem«, verdeutlicht der Minister. »Unsere Stadt ist manchmal nicht größer als ein Dorf, und ich will nicht, dass der Verwaltungsminister von unserem Interesse erfährt.«

Als ich gerade das Zimmer verlassen will, sagt er: »Magnus ...«

Ich drehe mich um. »Ja?«

Plötzlich merkt man ihm sein Alter an; die kurzen Falten entlang seiner Augenbrauen sind tief, das weißgelbe Haar, das sich um seine Schläfen lockt, ist ungewaschen. Er schüttelt den Kopf. »Nichts, Magnus. Nichts. Sei vorsichtig.«

Man spürt die Wärme der von der Sonne aufgeheizten Tür zum Bergskollegium schon in einem Meter Entfernung. Seit Mitte Mai ist es bereits heiß. Ich habe einen Choleraausbruch erwartet, wie im letzten Sommer, doch bisher sind wir verschont geblieben. Die Steintreppe im Inneren ist kühl. Ich nehme zwei Stufen auf einmal.

Als ich das Büro betrete, erhebt sich mein Sekretär Gabriel Mårtensson. »Was wollte der Minister?«

Ich werfe meinen Hut auf den Tisch. »Sich über seinen schlechten Gesundheitszustand beschweren.«

Gabriel lacht schallend auf. Ja, man kann sich den Justizminister kaum krank vorstellen. »Ich würde mir gern die Karten von der Gegend um Luleå ansehen«, sage ich. »Vor allem um den Berg Blackåsen.«

Gabriel verschwindet. Er arbeitet schon sehr viel länger im Minenkomitee als ich. Ich habe ihn bei meinem Amtsantritt geerbt, und er ist ein guter Mann, gewissenhaft.

Ich blättere durch die Papiere, die sich während meiner Abwesenheit auf dem Schreibtisch angesammelt haben.

»Schließ es ab«, hat der Minister gesagt. Ich hoffe, dass ich nichts finde, was unter den Teppich gekehrt werden muss. Der Minister ist daran gewöhnt, mit einer Geste oder einer Unterschrift Türen zu öffnen und auch wieder zu schließen. Er will nicht akzeptieren, dass sich die Dinge

ändern könnten, mit den Märschen, den Unruhen und den Forderungen nach Gleichberechtigung. Er zuckt nur mit den Schultern, wenn von den Unstimmigkeiten gesprochen wird – eine verärgerte Bewegung, als wollte er sagen, dass nun mal nicht jeder zufriedengestellt werden kann. Vielleicht haben die Unruhen im Süden den Norden erreicht? Abgesehen von diesem einen Zwischenfall in Norwegen kann ich mich nicht erinnern, je von Problemen mit den Lappen gehört zu haben. Sie sind friedlich. Unwissend, ja. Manche sagen, sie seien apathisch, ohne den Willen, sich zu verbessern oder ein vernünftiges Leben aufzubauen.

Gabriel ist noch nicht zurückgekehrt. Ich bin aufgeregt wegen der vor mir liegenden Reise. Für einen Mineralogen ist Lappland die interessanteste Region in Schweden; der Blackåsen hat das größte Eisenerzvorkommen der Nation. Ich hätte eigentlich schon längst dorthin reisen sollen, und ich weiß noch nicht einmal, warum ich das bisher nicht getan habe.

»Wir können sie nicht finden«, ertönt Gabriels Stimme hinter der Tür.

»Was finden?«

Er hat nur eine zusammengerollte Karte mitgebracht, die er nun auf meinem Tisch ausbreitet, ein Farbdruck. Die Oberkörper von winzigen, miteinander verbundenen Engeln bilden einen Rahmen an den Rändern. Gabriel fährt die Küste mit einem weißen Finger ab. »Der Blackåsen liegt auf demselben Breitengrad wie Luleå.« Er bewegt den Finger ins Landesinnere.

Der Kartenersteller hat einen Wald gezeichnet, viel Wald. Außerdem einen Fluss und einen See, dann wieder Wald, Wald, Wald ... doch keinen Berg.

»Wessen Karte ist das?«

»Hermelins.«

Ein Teil des Besitzes des Gällivare-Werkes gehörte einst Samuel Gustaf Hermelin. Seine Bemühungen als Kartograf der Region waren erfolgreich. Normalerweise sind seine Karten recht genau.

Wir beugen uns über die Zeichnung und suchen im Norden, Westen, Süden ... Keine Erhebung.

Der Blackåsen liegt westlich von Luleå im Landesinneren, das weiß jeder. Irre ich mich? Muss ich näher an Norwegen suchen? Nein.

»Sonst haben wir nichts über den Blackåsen«, sagt Gabriel. »Die Mappe ist leer.«

Er spricht das letzte Wort leise, nachdenklich, sieht mich dabei jedoch abwartend an.

»Wie ist das möglich?«, frage ich.

Alle Funde wurden verzeichnet, oft sogar mehrere Male. Erschlossen oder nicht, das Bergskollegium hat Zeichnungen, Karten, Nachweise von Grubenfeldern ...

»Vielleicht wurden die Informationen benötigt, als der König das Gällivare-Werk verkauft hat?«, schlägt Gabriel zögernd vor.

»Man hätte die Unterlagen niemals aus unserem Gebäude entfernt.«

Wieder sehen wir beide auf die Karte vor uns.

Gabriel räuspert sich. »Es gab Gerüchte über den Blackåsen.«

»Was für Gerüchte?«

»Dort sind Dinge geschehen ... Unfälle, andere Unglücke.«

Ich denke an drei tote Menschen. Drei *abgeschlachtete* Menschen. Ich schüttelte den Kopf. »Das ergibt keinen Sinn. Haben wir denn keine Ordnung in unseren Archiven?«

»Ich verstehe es auch nicht.«

»Sucht noch einmal. Und ich muss so bald wie möglich nach Lappland aufbrechen. Bucht mir eine Fahrkarte für das Dampfschiff nach Luleå.«

»Ich muss verreisen«, sage ich zu meiner Frau Isabella.

Das Esszimmer ist feucht und stickig. Das Abendessen wurde abgetragen, und meine Töchter sitzen am Tisch und machen ihre Hausaufgaben. Ihre Stirnen glänzen, die feinen Härchen locken sich. Der Junge scheint Papier zu falten. Isabella sitzt in ihrem Schaukelstuhl und stickt. Ihr blondes Haar ist in der Mitte gescheitelt, um den Kopf gewunden und im Nacken festgesteckt. Gelegentlich stößt sie sich mit dem Fuß ab, um den Stuhl zum Schaukeln zu bringen. Mir erscheint es zu heiß für Stickarbeiten, aber was weiß ich schon? Zumindest dringt genügend Licht durch die großen Fenster, sodass sie sehen kann, woran sie arbeitet. Die Stadt hat ein Gaswerk am Klara-See gebaut. Schon bald werden am Brunkebergstorg Straßenlampen erglühen – gelbe, weiche Bälle in der Luft –, doch bis dahin müssen wir uns mit dem natürlichen Licht und Paraffin begnügen. Stockholm verändert sich. Überall werden Gebäude errichtet, die Stadt wandelt sich vor meinen Augen zu etwas Unbekanntem.

»Ja«, antwortet Isabella.

»Nicht lange.«

»Reist du im Auftrag meines Vaters? Ich habe gehört, dass du ihn heute aufgesucht hast.«

Der Minister hat recht, Stockholm ist klein. Als ich nicht antworte, stößt sich Isabella wieder mit dem Fuß ab und konzentriert sich auf ihre Stickarbeit. Ich verstehe nicht, warum sie nichts wissen darf. Sie und ihr Vater stehen sich nahe, und Isabella weiß besser als die meisten anderen Menschen, wie man ein Geheimnis bewahrt. Auch wenn es

stimmt, dass man nicht immer allen alles erzählen muss. Die Menschen reden zu viel.

Ich gehe hinaus auf den Balkon und hole meine Pfeife aus der Tasche. Die Sonne ruht orangerot über dem Horizont. Die Hausdächer verwandeln die Stadt in ein vielteiliges Mosaik. Der Platz unter mir ist leer. Das Parfüm von Isabellas Orchideen durchzieht die Luft. Sie züchtet sie in Tontöpfen, um später die Blüten zu pressen und daraus Bilder herzustellen; sie durchsticht die Blätter und Blüten mit einer Nadel, sodass die zähe Flüssigkeit heraussickern kann und die Blumen trocknen. Ich hatte nicht gewusst, dass Orchideen voller Schleim sind. Zumindest überdeckt ihr Geruch den Gestank von den Straßen. Wenn es nur regnen würde. Selbst der Minister sah heute erschöpft aus, wenn auch wahrscheinlich eher wegen der jüngsten Ereignisse. Bis Luleå sind es ungefähr achthundert Kilometer. Nicht so mühsam, wie es klingt. Das Dampfschiff fährt die ganze Strecke, vier oder fünf Tage, abhängig von der Fracht, die entladen werden muss. Ein paar Tage, um mit den Leuten zu sprechen und herauszufinden, was geschehen ist, dann die Rückreise. Die fehlenden Karten beschäftigen mich. Meine Angestellten haben den ganzen Nachmittag vergebens danach gesucht. Sie wurden offensichtlich nicht einfach nur verlegt, und ich weiß nicht, was das bedeuten soll.

»Abgeschlachtet.« Ich schüttelte den Kopf. In der Wohnung, die uns mein Schwiegervater seit unserer Hochzeit vermietet, sitzt meine Familie mit gebeugten Köpfen über ihren Aufgaben. Manche halten auch mich für eines der Kinder des Ministers. Ich bin in seinem Haushalt aufgewachsen, lebte dort schon, bevor der Minister heiratete und Kinder bekam. Sehr viel später nahm ich Isabella zur Frau und wurde offiziell Mitglied der Familie.

Etwas durchzuckt mich. Übelkeit?

Mein Gehör wird schwächer. Ich kann nicht atmen. Die Orchideen ... der Geruch. Ich schwanke, greife nach der Mauer, meine Hand zittert. Meine Pfeife fällt zu Boden. Durch die offene Tür sehe ich verschwommen, dass die Kinder sich erheben. Isabella steht hinter ihnen, ein Geist in Weiß.

»Geht und sagt eurem Vater Gute Nacht«, sagt der Geist verzerrt, wie durch einen Nebel.

Es erfordert schier übermenschliche Anstrengung, aufrecht zu stehen, als die Kinder zu mir kommen.

»Gute Nacht, Vater.« Ellen, meine Älteste, küsst mich mit kühlen Lippen auf die Wange.

Harriet hebt meine Pfeife auf und schiebt sie mir in die Hand. Dann legt sie ihre Arme fest um meine Taille. Peter tritt gegen einen der Tontöpfe.

»Gib Vater einen Kuss«, sagt Ellen, ganz ihre Mutter.

Peter tritt nahe genug vor mich hin, um mich zu küssen, aber ich kann mich nicht zu ihm hinabbeugen. Ich hebe die Hand, die tausend Tonnen wiegt, und lege sie meinem Sohn auf den Kopf. Am liebsten hätte ich mich auf ihn gestützt.

In der Wohnung öffnet der weiße Geist die Tür zum Flur, wartet, bis die Kinder hindurchgegangen sind, und folgt ihnen.

Mir kommt ein absurder, jedoch unmissverständlicher Gedanke: Etwas hat begonnen, etwas, woran ich keinen Anteil haben sollte. Und es hat mit den Ereignissen auf dem Blackäsen zu tun.

Die ganze Nacht sitze ich in meinem Ledersessel in der Bibliothek mit den bemalten Tapeten aus England, dem übergroßen Kristallkronleuchter und dem dicken Teppich.

Mein Blick folgt den Spiralen der vergoldeten Bilderrahmen, zeichnet das Muster der Samtmedaillons der Tapete nach. Der von draußen hereindringende Geruch nach Verwesung ist so überwältigend, dass ich ihn schmecke. Der Zeiger der Mahagoniwanduhr bewegt sich schrittweise voran, das Geräusch kein Zeichen der Stille, sondern eine Bedrohung. Ich warte auf das Fieber, den Durchfall, das Erbrechen. Warum haben wir nicht darüber gesprochen, was wir tun sollen, wenn einer von uns die Cholera bekommt? Wohin wir gehen sollen, um die anderen nicht anzustecken. Glauben wir, uns erreicht sie nicht?

Als die Sonne über dem Brunkebergstorg aufgeht, hat sich nichts weiter ereignet. Der Schwindel kam sicher daher, dass ich zu wenig Flüssigkeit zu mir genommen hatte. Es geht mir gut. Ich muss nur mehr trinken.

Bevor ich abreise, sehe ich nach meinen Kindern. Harriet schläft auf dem Rücken mit den Händen hinter dem Kopf, das schwarze Haar ist über das Kissen ausgebreitet. Peters Gesicht ist gerötet, sein gebeugter Nacken und sein Rücken verschwitzt. Ich ziehe seine Decke zurück. Ellen liegt auf der Seite, die Knie angezogen, beide Hände unter der Wange. Sie hat ihr Haar zu einem Zopf geflochten und auf dem Scheitel festgesteckt wie Isabella, bevor sie zu Bett geht. Ich betrachte meine Tochter von der Türschwelle aus, ihr Zimmer betrete ich nicht. Ellen ist zu alt, als dass man noch nach ihr sehen müsste. Schon bald wird sie das Haus verlassen und heiraten. Ich verliere meine Kinder, denke ich, doch ich weiß, dass ich dabei nicht an eine Ehe denke. Die Tür zum gemeinsamen Schlafzimmer von Isabella und mir ist angelehnt. Ich versuche, leise zu sein, als ich das Haus verlasse.

Der Weg vom Brunkebergstorg zum Gustaf Adolfs torg ist kurz. Sonne durchflutet die kopfsteingepflasterten Stra-

ßen. Die offenen Abwasserkanäle wimmeln nur so vor Fliegen, die über dem Abfall herumschwirren. Ich beschleunige meinen Schritt. Am Gustaf Adolfs torg stehen die beeindruckenden Gebäude des Erbfürstenpalais und der Königlichen Oper, stark und bleich, die Fenster wie leere Augen. Sie ruhen zwischen einer ereignisreichen Nacht und einem sicherlich gleichermaßen fordernden Morgen. Auf der anderen Seite des Wassers thront das rötliche Königsschloss. Dahinter, im Hafen von Blasieholmen, beladen Männer die Boote: Sie rollen Fässer über die hölzernen Stege, tragen Kisten und Truhen.

Die Schlange der Wartenden am Dampfschiff ist ruhig. Niemand spricht, man bewegt sich langsam auf das Boot zu, die Augen im hellen Licht halb geschlossen.

Ein Pferdegespann biegt in schneller Fahrt auf den Kai ein, die Kutsche gerät auf dem Kopfsteinpflaster ins Rutschen, und ich erkenne das schwarze Gefährt, als der Kutscher des Ministers herabspringt und auf das Dampfschiff zurennt, während er die wartende Menge mit seinem Blick absucht. Ich trete aus der Schlange heraus.

»Der Minister!«, ruft er. »Er braucht Euch!«

»Das Schiff legt in einer Stunde ab.«

Der Kutscher schüttelt den Kopf und rennt zurück zu seinem Gefährt. Er öffnet mir nicht die Tür, sodass ich neben ihn auf den Kutschbock klettere. Mit seiner Peitsche treibt er die Pferde an, die durch die auseinanderstiebende Menschenmenge preschen.

Im Haus des Justizministers regt sich nichts. Als die Kutsche vorfährt, wird die Tür geöffnet, und das Dienstmädchen erscheint. Es tritt rasch zur Seite und wirft einen Blick auf die Tür zur Bibliothek. Jemand muss erkrankt sein. Ich klopfe.

»Herein«, ertönt die Stimme des Ministers. »Schließ die Tür hinter dir.«

Mein Schwiegervater steht vor seinem Schreibtisch. Am Kamin sitzt seine Frau Ingeborg auf der Sofakante und hält sich ein Taschentuch vors Gesicht. Auf der anderen Seite des Kamins steht Lovisa, meine zwanzigjährige Schwägerin, mit geschlossenen Augen, Wangen und Hals brennend rot. O nein. Was hat sie jetzt schon wieder angestellt?

Der Minister atmet schwer und angestrengt. Ein Zucken links von seiner Nase zieht seine Haut in winzigen, unregelmäßigen Bewegungen nach oben.

»Lovisa wird dich begleiten«, sagt er, seine beherrschte Stimme ein Gegensatz zu der Szenerie vor mir.

Lange Strähnen schwarzen Haars bedecken den Boden vor Lovisas Füßen. Eine Schere liegt auf dem Schreibtisch. Der Minister hat seiner Tochter die Haare abgeschnitten.

»Ihr Reisepass und ihre Fahrkarte.« Der Minister hält ein Bündel Papiere in die Höhe. Seine Hand zittert.

»Mit allem gebührenden Respekt, aber das ist unmöglich.«

Der Minister starrt mich an. Die Ader an seiner Nase pulsiert.

»Es ist nicht schicklich.« Ich fange seinen Blick auf.

»Ich werde Isabella alles erklären«, antwortet mein Schwiegervater kraftlos.

»Ich fahre nach Lappland«, erwidere ich. »Das ist keine Reise für eine Frau.«

Die Mutter des Mädchens stößt ein lautes Schluchzen aus, und der Blick des Ministers verhärtet sich.

»Sie glaubt, sie sei ein Mann. Dann soll sie auch wie einer leben«, donnert er. »Wegen mir kannst du sie auch im Norden zurücklassen. Ich will sie nie wiedersehen.«

»Karl ...«

Wir sollten nicht in Anwesenheit des Mädchens und seiner Mutter darüber sprechen.

»Habe ich dich je um einen Gefallen gebeten?«, brüllt der Minister, seine Augen treten aus den Höhlen. »Und habe ich dich nicht wie mein eigen Fleisch und Blut aufgezogen?« Er holt tief Luft und atmet langsam aus. »Jetzt bitte ich dich um etwas.«

# L

Stimmen, Pferdegetrappel und Kisten, die lautstark an Bord gebracht werden – alles drückt gegen meine Trommelfelle. Ich versuche, dagegen anzuschlucken. Das Boot neigt sich zur Seite, und ich stelle mir vor, wie sich das Wasser darunter wie ein unförmiger Körper bewegt. Ich kann nicht atmen. Ich lege meine Arme auf die Reling und stütze die Stirn darauf ab. Auf dem unteren Deck spazieren Menschen plappernd umher: »Oh, was für ein Glück wir mit dem Wetter haben, jetzt, da wir eine so lange und gefährliche Reise antreten ...« Ihr Gelächter klingt wie das Kreischen von Gänsen. Ein Mann in Zylinder und Jackett mit langen Schößen sieht nach oben, unsere Blicke treffen sich.

Ich richte mich auf, raffe meine Röcke mit einer Hand, mit den Fingern der anderen streiche ich an der Kabinenwand entlang. *Entschuldigung. Entschuldigung. Aus dem Weg!*

Doch auch auf der anderen Schiffseite sind zu viele Menschen. Ich packe die warme Reling und versuche, über unsere Stadt hinauszusehen, auf das Meer. Dort, wo Wasser und Himmel zusammentreffen. Ich starre auf den Horizont, bis meine Augen schmerzen. Ein Pfeifen ertönt. Atmen, befehle ich mir. Nicht denken, nur atmen.

Er hat mir die Haare abgeschnitten. Mein Vater hat mir tatsächlich die Haare abgeschnitten. Das Blau vor mir verwandelt sich in weißen Nebel. Meine Rippen drängen gegen meine Lunge. Einen Moment denke ich, ich muss mich zusammenkrümmen und den Schmerz aus meiner Brust ausschreien. Er hat mich des Hauses verwiesen. O Gott. Was soll ich nur tun?

Die Motoren erwachen zum Leben. Ein weiteres Pfeifen,

schwarzer Qualm steigt aus dem Schornstein am höchsten Punkt des Schiffes. Legen wir wirklich schon ab?

Ich beginne zu gehen, zu laufen. Stoße mit jemandem zusammen. Mein Herz hämmert. Ich schmecke Eisen.

»Auf Wiedersehen!«, rufen die Leute um mich herum den am Ufer Zurückbleibenden zu, lehnen sich gegen die Reling und winken.

Ich dränge mich durch die Menge, doch damit bin ich nicht allein.

»Auf Wiedersehen!«

Ein Ruck geht durch das Schiff. Das Wasser schäumt.

»Wartet!«, schreie ich.

Doch meine Stimme geht im dritten Pfeifen unter. Mein Herz zerspringt, Tränen steigen mir in die Augen. Wir legen ab.

Das Dampfschiff bahnt sich tuckernd seinen Weg die Küste hinauf. Vor Stockholm liegen Tausende Inseln, als ob unsere Nation in Scherben läge. Hier, weiter oben im Norden, windet sich die Küste in einer durchgehenden Linie, wie von einem riesigen Finger gemalt. Wald. Dunkelgrün und dicht, hohe Bäume – ein einziger Wall. Auf der anderen Seite des Schiffes liegt das Wasser, unruhig und tintenschwarz. Ich versuche, meinen Geist zu leeren, nur der Dampfmaschine zu lauschen. Tuck-tuck-tuck.

Was hast du dir nur dabei gedacht? Mein Geist will mich nicht in Ruhe lassen. Was hast du erwartet?

Das Gesicht meines Vaters. Noch nie habe ich ihn so gesehen wie an diesem Morgen, als er die Tür zur Bibliothek aufriss – ich sprang auf, wollte fliehen, auch wenn ich wusste, dass ich es nicht schaffen würde. Dann packte er mich an den Haaren und zog mich hinter sich her. Ich musste laufen, um nicht zu stürzen. Aus der Bibliothek, in die Küche.

Aus dem Augenwinkel sah ich die Haushälterin, die die Hand vor den Mund geschlagen hatte, das weiße Gesicht meiner Mutter ... Mein Vater wühlte in der Schublade, fand schließlich die Schere. Dieses Mal würde er mich töten. Er drehte sich um und zerrte mich in sein Arbeitszimmer. Seine Hände zitterten, die Spitze der Schere bebte vor meinem Gesicht. Dann war da nur das dumpfe Geräusch der Scherenblätter, die sich durch mein Haar gruben, und die Schreie meiner Mutter bei jeder Locke, die zu Boden fiel.

Ich schloss die Augen. Ein undeutliches Bild von Eva. Was hatte ich erwartet?

Am Nachmittag heult der Wind stärker, weiße Kronen tanzen auf den Wellen. Die Passagiere haben sich in den Speisesaal oder ihre Kabinen zurückgezogen, doch ich bleibe und trotze den Böen. Vereise mich. Betäube mich. Wenn ich mich dem Wind ergeben kann, wird er mich mitnehmen. Ein Flattern meiner aufgebauchten Röcke, und ich werde verschwunden sein. Doch mein Körper will nicht loslassen. Bald zittere ich so stark, dass ich mich kaum aufrecht halten kann.

»Hier.«

Magnus steht plötzlich neben mir und reicht mir einen Mantel. Das lange, dunkle Haar trägt er aus dem Gesicht gekämmt und tief im Nacken zu einem Zopf gebunden. Seine Narbe ist in dem weißen Licht unübersehbar: Tief und kraterartig verläuft sie um sein linkes Auge herum bis auf seine Wange.

Ich will seine Freundlichkeit nicht. Das möchte ich ihm sagen, ihm von den sich blähenden Röcken erzählen. Ich will deinen Mantel nicht, will nicht, dass mir warm ist.

Er schiebt mir den Mantel in die Arme.

»In der Tasche ist Brot«, sagt er und geht wieder.

»Ich will ihn nicht«, erwidere ich.